



Buchbesprechung

Gerd Franz Triebenecker: Theater spielen heilt. Inszenieren in Psychiatrie und Psychotherapie. Stuttgart: Klett-Cotta 2018. 221 S. ISBN 978-3-608-96297-0.

Anlass zu diesem Buch war ein vom Autor geleitetes Theaterprojekt in einer Einrichtung der forensischen Psychiatrie. Triebenecker ist Regisseur und Theatertherapeut mit langjähriger Erfahrung in der Arbeit mit Patienten aus Psychiatrie und Psychosomatik sowie mit Inhaftierten. Mit seinem Buch verfolgt er das Ziel, modellhaft die „verschiedensten Relationen zwischen Theater und Psychiatrie“ zu erfassen. Dabei unterfüttert er seine übergreifenden Überlegungen zur Arbeit in geschlossenen Einrichtungen durch qualitative Interviews mit acht Darstellern.

„Therapie und Theater wollen Festes in Bewegung setzen, festgefahrene Perspektiven bewegen, neue Wahrnehmungsweisen provozieren, Veränderungen in die Wege leiten“, so beginnt Triebenecker und nähert sich der Frage nach den Wirkprinzipien theatertherapeutischer Arbeit sowohl von der Therapie als auch vom Theater her. Dazu zieht er von beiden Seiten historische und aktuelle theoretische Überlegungen heran. Seine Sympathie gilt einer Praxis, die so weit wie möglich Theater macht statt Therapie, auch wenn Triebenecker die therapeutischen Anforderungen an die Regie und die Begleitung der Darsteller deutlich werden lässt.

Dass ein Theaterstück in einem solchen Projekt zu einer öffentlichen Aufführung kommt und somit Echtheitsbedingungen unterliegt, die sich auch am Zuschauer bewähren müssen, ist ihm geradezu Grundbedingung für die therapeutische Wirksamkeit. Der heilsame Effekt tritt ein, gerade weil die Therapie gegenüber dem Theater in den Hintergrund rückt und den Darstellern auch das zugemutet und abverlangt wird, was ästhetisch-künstlerisch erforderlich ist. Das mit dem Heraustreten aus einem therapeutischen „Schonraum“ verbundene Risiko spielt dabei eine entscheidende Rolle. Theater in der Psychiatrie konstruiert eine Herausforderung – Triebenecker spricht von Krise –, die Unvorhersehbares einschließt. Es stellt aber auch Verfahren bereit, diese Krise zu meistern. Das wirkt sich gleichzeitig auf die psychischen Krisen der Patienten aus. Es versteht sich, dass Aufführungen in einem solchen Setting unbedingt gelingen sollten.

Nach Triebeneckers Erfahrung stellt die theatertherapeutische Arbeit die Poesie der Bühne in ihrer Einmaligkeit auf ganz eigene Weise her. An die Stelle der Wiederholbarkeit der schauspielerischen Leistung in professionellen Darstellungen trete in der Arbeit mit Psychiatrie-Patienten die „Perfektion der permanenten Vorläufigkeit“. Die Darsteller stehen als Lernende auf der Bühne. Ihre „leibliche und seelische Eigenheit“ prägt das Spiel und die dramatische Form muss hier überhaupt und bei jeder Aufführung immer wieder neu errungen werden. Fehler und Improvisation seien dann im Bemühen um Disziplin und Genauigkeit „inszenatorische Mittel zur Konstruktion des theatralischen Augenblicks“. Die Einmaligkeit des Erlebnisses verbürgt sich für den Zuschauer gerade dadurch, so Triebenecker, er weiß

darum. Weiter heißt es: „Wo der Leib sich aus lebensweltlichen Notwendigkeiten heraus dem Training zur Fehlerlosigkeit entzieht, kann und muss und sollte er irren.“ Ein solcher Ansatz für ein therapeutisch wirksames Theater ist in Triebeneckers Worten „ein offener Weg zu einer Poesie des Leibhaftigen, die sich durch die Präsenz der Darsteller in der Unwiederholbarkeit ihres Tuns konstruiert.“ Als Leserin fühlt man sich an die starke Wirkung erinnert, die von den Tanzdarbietungen unter Regie von Royston Maldoom ausgeht.

Triebeneckers Aufführung der „sieben Todsünden“ brachte die Darsteller bewusst in Kontakt mit Opfer- und Täteraspekten und mit Gefühlen wie Zorn, Habgier oder Wollust etc. sowie mit Ängsten und Zweifeln. Das dem Buch zugrunde liegende Verständnis von Heilung beruht auf subjektiv erfahrbaren Heilungserfolgen. Triebenecker schließt sich einem Verständnis an, das „Heilen auch als Vermittlung und daher als in Verbindung, in Zusammenhänge bringend, als Kommunikation“ von allem, „was auseinander ist“, erfasst. Patienten erleben Veränderungen an sich und Mitspielern, und jede Veränderung vergrößert Spielräume für heilende Prozesse, das steht außer Frage. Die Wandlung, die sich bei den Darstellern des Projekts eingestellt hat, zeigt sich in den Interviews als ein Gewinn an Disziplin, Ausdauer, Verantwortlichkeit und Selbstreflexivität, an Selbstvertrauen und Motivation sowie an Lebendigkeit, Freiheit und Gelassenheit. Zudem wurde das Zusammenwirken in der Gruppe positiv erlebt und in der Kooperation beispielweise bessere Konzentration beim Zuhören, eine Gewöhnung an Nähe und ein höheres Maß an Selbstkontrolle formuliert.

Insgesamt plädiert der Autor mit dem Buch für eine weitere Öffnung der Psychiatrie für Theaterprojekte und folgt dabei einem gesellschaftlichen Verständnis, das sich um Integration bemüht – auch neben Strafmaßnahmen. Und er will ermutigen zu „eigenständiger theatraler Arbeit“, „nicht nur in der Psychiatrie, sondern in allen sozialen Räumen, in denen Menschen nach Überwindung eines kränkenden Alltags streben“.

Fazit: Ein gelungener Fachbeitrag, der inspiriert und zu weiterführenden Überlegungen anregt. Etwas einschränkend ist anzumerken, dass sich zahlreiche Textstellen zum Teil mehrfach wiederholen, was die Lektüre des ansonsten gut lesbaren Buches beeinträchtigt. Die vom Autor herangezogenen Konzepte aus Theater oder Theatertherapie sind nicht immer stringent übertragen oder in ihrer Auswahl überzeugend, doch anregend sind sie allemal. Die ausführlichen Interviews, die im Anhang beigefügt sind, stellen eine Bereicherung dar. Sie lassen das Empfinden und Erleben der Darsteller nachvollziehen und zeigen auf schlichte und glaubwürdige Weise die Wirksamkeit des Theaterprojekts – samt Höhen und Tiefen auf dem Weg zur Aufführung.

*Eine gekürzte Fassung dieser Rezension ist abgedruckt als
Rezension zu Triebenecker, Gerd Franz: Theater spielen heilt. Inszenieren in Psychotherapie und Psychiatrie.
Stuttgart 2018. In: Dr. med. Mabuse 238/2019, S. 65f. (Bettina Grote)*